

## **Soziale Kontexte einbeziehen: Therapeutische Beziehungen in Zeiten des sozialen Gefälles.** (Ergänzende Notizen von Ueli Mäder zu seinem frei gehaltenen Beitrag an den Balint-Tagen am Bodensee vom 12.6.2014)

Seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verschieben sich in Debatten zu sozialen Fragen die Akzente von strukturellen Bedingungen zu individuellen Kalkülen und situativen Sichtweisen. Ein Wandel des Diskurses ist vor allem bezüglich gesellschaftlicher Gegensätze feststellbar. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung galt, wird heute eher selten thematisiert. Der Blick verlagerte sich von der vertikalen Ebene, bei der es noch ein oben und unten gab, zur horizontalen. Modelle sozialer Milieus betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen zwar auf wichtige soziale Differenzierungen hin. Sie unterminieren aber die Analyse klassenbedingter Gegensätze, an der sich eine kritische Sozialwissenschaft orientiert, die vor allem auch einseitige Machtgefüge fokussiert, die das Setting therapeutischer Beziehungen mitprägen. Ich erwähne hier nur stichwortartig ein paar Aspekte und Bezüge.

### **Macht**

Wer regiert die Schweiz? So titelte Hans Tschäni sein Buch, das 1983 viel Aufsehen erregte. Der Einfluss von Verbänden stand im Vordergrund. Und wie steht es heute? Tschäni kritisierte vor allem die enge Verflechtung des Staates mit wirtschaftlichen Konzernen. Zudem die Kartelle der Konzerne sowie die Selbstaufsicht der Banken. In einer laufenden Studie interessiert uns nun, wer heute die Schweiz regiert und seine Macht wie ausübt. Ich greife daraus ein paar Überlegungen auf, die sich auf soziale Ungleichheiten beziehen. Macht hat, wer seinen Willen gegen Widerstreben durchsetzen kann. Dabei hilft ein dickes Portemonnaie. Aber das genügt nicht. Es gibt Reiche, die viel Geld und gleichwohl wenig Einfluss haben. Wichtig ist wohl das Streben nach Macht. Es äussert sich etwa im Versuch, mit dem wirtschaftlichen Kapital auch den politischen oder gesellschaftlichen Einfluss zu vermehren. Und das gelingt besonders dann, wenn soziale und kulturelle Ressourcen unterstützend wirken. Dazu gehören Wissen und persönliche Beziehungen. Hinzu kommen Prestige und Anerkennung. Zum Beispiel dank sportlichen oder beruflichen Erfolgen sowie symbolischen Titeln.

### **Kapital**

Seit Ende der 1980er-Jahre verbreitet sich in der Schweiz ein finanzgetriebenes Verständnis, das extreme Kapitalgewinne akzeptiert und soziale Gegensätze legitimiert. Diese liegen vor, wenn Individuen oder soziale Gruppen sehr unterschiedlich mit begehrten Gütern ausgestattet sind - mit Ansehen, Wohlstand und Einfluss. Zwei Banken vereinen die Hälfte des gehorteten Kapitals und dominieren mit zwei grossen Unternehmen zusammen die entscheidenden Wirtschaftsverbände. Sie können auch den Staat dazu bewegen, Verluste abzudecken, Steuervorteile zu gewähren und hohe Preise zu akzeptieren. Zum Beispiel für Medikamente. Als wirksam erweisen sich dabei Drohungen, in Regionen abzuwandern, die Kartelle autoritär schützen.

### **Wandel**

Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte der politisch liberale Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit einen sozialen Ausgleich mit sich, der auch dem Arbeitsfrieden diente. Mit dem neuen

Aufschwung des wirtschaftlichen Liberalismus kommt jedoch eine neue Gläubigkeit auf. Der Markt bestimme den Wert der Arbeit, lautet das Credo. Seither verstärken sich vier Trends. *Erstens* nimmt die Erwerbslosigkeit zu. Wenn Maschinen manuelle Arbeit ersetzen, könnte das uns zwar mehr Zeit und Geld bescheren. Zumal die Produktivität steigt. Es hapert aber mit der Verteilung. *Zweitens* halten Teile der nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten nicht Schritt. Das führt vor allem zu mehr erwerbstätigen Armen (Working Poor). *Drittens* orientiert sich das System der sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es ignoriert neue Lebenslagen. So geraten viele Alleinlebende, Alleinerziehende und Familien mit Kindern in Bedrängnis. Dies auch deshalb, weil die Schweiz laut Bundesamt für Sozialversicherung (Bern 2012) seit dem Jahr 2004 trotz enorm steigendem Reichtum weniger Anteile des Bruttoinlandproduktes für die soziale Sicherheit ausgibt. *Viertens* erhöht sich die soziale Kluft bei den privaten Vermögen. Und das politisch demokratische Korrektiv ist nur beschränkt in der Lage, die soziale Polarisierung zu verhindern.

### **Soziale Brisanz**

Politische Macht verhält sich zuweilen schwach gegenüber wirtschaftlich Starken und stark gegenüber sozial Schwachen. Damit verschärft sich die soziale Brisanz. Das bestätigte mir auch der langjährige CEO und VR-Präsident von Novartis. Er fragte jedoch nach, was daran problematisch sei, das dynamisiere doch die Entwicklung. Andere Reiche fürchten sich mehr davor, dass der gesellschaftliche Zusammenhalt auseinander brechen könnte. Einzelne hoffen, die Finanzkrise möge zu einem Umzudenken und dazu führen, das demokratische Korrektiv gegenüber kommerziellen Interessen zu stärken. Viele Reiche lehnen indes politische Eingriffe ab. Sie setzen vornehmlich auf private Zuwendungen an soziale und kulturelle Stiftungen, die das eigene Ansehen fördern.

### **Ego**

Über das Ego von Reichen sprach ich mit Gerhard Dammann, dem Leiter der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen. Er beschreibt den Narzissmus als Motor für Erfolg. Ausgeprägten Narzissten fehlen die Bodenhaftung und das Gefühl für Grenzen. Sie heben ab und sehen in andern viel Feindliches, um sich besser über sie erhöhen zu können. Sie gewähren auch wenig Unterstützung, weil die Energie eigenen Zielen nutzen soll. Zudem verlangt die Konkurrenz, sich gegen andere durch zu setzen. Was zählt, ist das eigene Ego. Erfolg verkommt so zum Selbstzweck. Wer sich selbst überhört, hält andere auf Distanz, die einen bewundern sollen. Die Angst vor Nähe verunmöglicht Empathie. Der Narzissmus führt zu einem Zynismus, der andere entwertet und Neid schürt. Besonders im oberen Kader. Soweit eine psychologische Deutung. Sie ist interessant und relevant, aber auch trügerisch. Nämlich dann, wenn sie den Anschein erweckt, strukturelle Probleme liessen sich vorwiegend mit nettem Verhalten bewältigen.

### **Aktionärsdemokratie**

Trügerisch können auch berechtigte Kritiken an hohen Boni sein. Auf Manager fokussiert, lenken sie von jenen ab, die grosse Unternehmen besitzen und dank „Aktionärsdemokratie“ ihre Dividenden weiter erhöhen. Darauf wies mich auch der frühere VR-Präsident der Novartis hin, der bei seinem Abgang im Frühjahr 2013 noch 72 Millionen Franken hätte erhalten sollen, um in den nächsten Jahren bei keinem neuen Konzern anzuheuern. Auf meine Forderung, die oberen Löhne zu senken, meinte er, dann fliesse bloss mehr Geld – am Fiskus vorbei – zu den Aktionären.

### **Managerklasse**

Fraglich ist, ob sich zunehmend Macht von den Besitzenden zum Management verlagert. Etliche Manager und wenige Managerinnen erhalten gewiss extrem hohe Löhne und Boni. Bei der staatlich geretteten UBS-Bank bekommt Andrea Orcel mit 25 Millionen Franken sogar 500 Mal mehr Antrittsgeschenk, als eine Putzfrau im Jahr verdient. (Work, 5.4.2013) Aber legt das Management wirklich entscheidend an Macht zu? Auch, weil Fusionen von Konzernen die Macht der Unternehmen anonymisieren? Und die Globalisierung die Anforderungen an Konzernleitungen erhöht? Gefragt ist jedenfalls viel Bereitschaft, hart durchzugreifen. Dies zu Gunsten hoher Gewinne und Dividenden. Sie werden vom Management erwartet, das eigentlich aus Angestellten besteht. Viele Managerinnen und Manager zählen jedoch selbst zu den Reichen. Sie sind über eigene Aktien und vielfältige Privilegien mit den Besitzenden der Unternehmen verflochten. Der gehobene Lebensstil verbindet. Ebenfalls die Treffen in Verbänden und Klubs. Medial steht allerdings das Management im Rampenlicht. Das verstärkt den Eindruck der Machtverschiebung. Aber die Vermögenden lassen sich durch keine neue Klasse der Manager verdrängen.

### **Studie**

Im Jahr 2012 stieg das Gehalt der 30 wichtigsten CEO um 7,9 Prozent auf 178 Millionen Franken. Und die Gewinne nahmen sogar um 9,7 Prozent zu. Das ist nur ein Grund, den Blick wieder mehr auf jene zu richten, die über viel Produktionsmittel verfügen. Wir tun das im Rahmen einer laufenden Studie zur Frage, wer die Schweiz regiert. Dabei interessiert vor allem, wer seine Macht wie ausübt. Verbreitet ist die These, dass in der Schweiz das Volk das Sagen habe und die Macht stark verteilt sei. Zudem führe die Finanzkrise dazu, das demokratische Korrektiv der Politik gegenüber der Wirtschaft zu stärken. Ob das zutrifft, ist weiter zu prüfen. Wir knüpfen dabei an unsere frühere Untersuchung dazu an, „Wie Reiche denken und lenken“ (Zürich 2010).

### **Reiche**

Die Schweiz gehört zu den reichsten Ländern der Welt. Der Reichtum ist allerdings extrem einseitig verteilt. Ein Prozent der privaten Steuerpflichtigen verfügen bei uns laut dem Global Wealth Report (Credit Suisse 2010) über mehr Nettovermögen als die übrigen 99 Prozent. Die soziale Kluft gefährdet den sozialen Zusammenhalt. Und die forcierte Konkurrenz unterläuft die Solidarität. Sie schwächt die demokratische Teilhabe und stärkt autoritäre Haltungen. Wie das Wirtschaftsmagazin „Bilanz“ (22/2012) berichtet, besitzen die 300 Reichsten in der Schweiz 522 Milliarden Franken. 1989 waren es noch 82 Milliarden. Dabei verdanken die Aufgestiegenen die Hälfte ihres Reichtums grossen Erbschaften: allein 10 Prozent der Erben erhalten drei Viertel der gesamten Erbschaften. Und von den 40 Milliarden Franken, die im Jahr 2013 vererbt werden, beziehen Millionärinnen und Millionäre wiederum mehr als die Hälfte. Viele von ihnen betrachten diese Geschenke als persönliches Verdienst. Hans Kissling, der ehemalige Zürcher Kantonsstatistiker, kritisiert diesen „Reichtum ohne Leistung“ als Zeichen einer Refeudalisierung der Schweiz. Er hat im Frühjahr 2013 eine Initiative für eine eidgenössische Erbschaftssteuer lanciert. Einzelne Reiche unterstützen die Idee. Andere setzen ihr Geld lieber freiwillig für soziale und kulturelle Zwecke ein.

## **Sinn**

„Das wurde mir am Todesbett von meinem Vater sehr klar“, erzählte mir Christine Cerletti, eine der Sarasin-Erbinnen. „Am Schluss hat man nur noch den Körper, aber auch den gibt man dann her. Das Geld nützt dann überhaupt nichts. Ich will nur sagen: Man sollte die Leute wieder zurück auf die Schiene bringen, damit sie wissen, was ist wesentlich im Leben.“ Wichtig sei auch die Frage nach dem Sinn. Sie taucht vor allem auf, wenn die eigene Endlichkeit etwas näher rückt. Dann fragen wieder mehr: Wozu das alles? Ja, wir kommen nackt zur Welt. Und nackt gehen wir. Darauf wies ebenfalls Branko Weiss hin. Der legendäre Zürcher Stifter verstarb im Jahr 2010. Er stellte der Wissenschaft viel Geld zur Verfügung. Wie auch der Basler Mäzen Matthias Eckenstein, der zudem den Zoo mitfinanziert und gerne ein wenig mit seiner Einfachheit kokettiert. Auf meine Frage, ob er seinen Vornamen mit zwei oder nur mit einem „t“ schreibe, wie auf seiner Visitenkarte, meinte er. „Da sehen Sie, wie sparsam ich bin. Auf der Visitenkarte hat sich ein Fehler eingeschlichen. Aber deswegen lasse ich nicht gleich eine neue drucken.“

## **Engagement**

Eigentum verpflichtet. Die christliche Sozialethik hält dieses Credo hoch, das den alten Reichtum stärker prägt als den neuen. Wenn sich nun einzelne Reiche für mehr sozialen und demokratischen Ausgleich einsetzen, ist das gewiss erfreulich. Die Existenzsicherung ist aber eine gesellschaftliche Aufgabe. Sie darf nicht vom Goodwill einzelner Reicher abhängen. Vielmehr sind die unteren Löhne anzuheben und die soziale Sicherung auszuweiten. Die reiche Schweiz kann sich das erlauben. Gefragt sind politischer Wille und Mut. Im Sinne eines Graffitis an einer Berner Mauer: „Wir scheitern nicht an den Niederlagen, die wir erleiden, sondern an den Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.“ Ja, Solidarität bedeutet Verbundenheit. Sie verlangt Engagement. Vor allem auch für sozial Benachteiligte. Einer Gesellschaft geht es gut, wenn es möglichst allen gut geht. Und dazu gehören gleich berechtigt auch alle Migrierten.

## **Fremdes verstehen**

Wie verstehen wir Fremdes? Die Frage unterstellt, dass es möglich ist, Fremdes zu verstehen. Aber verstehen wir Fremdes? Und erst noch das Fremde in uns? Oder können wir Fremdes nur ein wenig verstehen, wenn wir akzeptieren, dass wir es nicht verstehen und versuchen, das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen entdecken? Denn so zeigt sich, wie sich viel Fremdes im Vertrauten und Vertrautes im Unvertrauten verbirgt. Dass das Vertraute im Unvertrauten nur scheinbar paradox ist, führte der Berliner Soziologe Georg Simmel schon vor über hundert Jahren in seinem „Exkurs über den Fremden“ aus. Der Fremde befindet sich nicht drinnen oder draussen, sondern drinnen und draussen. Nähe und Distanz bilden eine Einheit. Das Nahe ist fern, das Ferne nah. Nähe verlangt Distanz. Und Distanz ermöglicht Nähe. Der Fremde muss, wie der Arme, besonders mobil und flexibel sein. Die verordnete Ungebundenheit bedeutet Zwang. Sie ermöglicht auch eine Beweglichkeit, die freiheitliche Momente beinhaltet und Neid weckt. Das Fremde lässt sich kaum fassen. Sich fremd fühlen kann eine Form sein, die Nicht-Akzeptanz des Fremden nicht zu akzeptieren. Das Fremde bleibt fremd, indem es sich dem Zugriff entzieht und nicht identifizieren lässt. Wer Fremde unter Fremden trifft, mag erfahren, wie die zugelassene Fremdheit verbindet. Wer seine Ängste akzeptiert, findet eher Zugang zu andern. Die Fremdheit verbindet, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft, das andere Ich als anderes Ich zu anerkennen. Die Akzeptanz setzt ein Ja zur Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Widersprüche zulässt und darauf

verzichtet, Ordnung durch enge Normen herzustellen. Die Pluralität lässt Ambivalenzen zu, ohne in Beliebigkeit abzudriften.

### **Kritische Wissenschaft**

Eine kritische Sozialwissenschaft fokussiert auch gängige soziale Praktiken, die soziale Ungleichheiten vornehmlich mit paternalistischen Konzepten einer Umverteilung angehen. Sie wehrt sich dagegen, sozial Benachteiligte zu Hilfsempfängenden zu degradieren. Denn eine solche Politik bestätigt das bestehende Gefüge. Sie zementiert soziale Ungleichheit und bevormundet Abhängige, statt die zugrunde liegenden Verhältnisse zu ändern, um ungerechte Folgen zu beheben. Schritte in diese Richtung sind neue Formen demokratischer Mitbestimmung und die Stärkung emanzipatorischer Potenziale. Engagierte Gesellschaftstheorien sind gegenüber normativ-moralischen Fragen aufgeschlossen. Sie wollen ein selbstreflexives Bewusstsein für soziale Prozesse und Phänomene wecken. Eine kritische Wissenschaft hinterfragt vorgefasste Meinungen und gesellschaftliche Rationalisierungsdiskurse. Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind weder Natur gegeben, noch Schicksal. So gilt es denn auch, strukturelle und kulturelle Bezüge eng miteinander zu verknüpfen.

### **Gesundheitliche Probleme**

Armut erhöht das Risiko zu verwaarloosen. Armut macht krank. Und Krankheit macht arm. Und wer arm oder krank ist, hat im Alter mehr Probleme damit, für sich selbst zu sorgen. Das gilt vor allem für allein stehende Männer, die von der Sozialisation her weniger gewohnt sind, soziale Kompetenzen über häusliche Arbeiten zu kultivieren. Frauen und Männer mit niedrigem Einkommen fühlen sich häufiger durch gesundheitliche Beschwerden in ihren alltäglichen Aktivitäten eingeschränkt als Frauen und Männer mit hohem Einkommen. Das psychische Wohl der Schweizer Bevölkerung ist zwar relativ hoch, verschlechtert sich aber laut aktuellen Angaben des Bundesamtes für Gesundheit in allen Altersgruppen und bei beiden Geschlechtern mit abnehmendem Einkommen. Armutsbetroffene sind in ihrem Leben öfters höheren Belastungen, Gewalt und kritischen Ereignissen ausgesetzt. Folgen sind Depressivität, Stress, Angst und Rückzug. Je höher das Einkommen, umso ausgeprägter ist die Überzeugung, selbst etwas für die Gesundheit tun zu können.

Je niedriger das Einkommen, desto weniger achten die Befragten auch auf eine gesunde Ernährung. Dies trifft vorwiegend auf die Männer aller Altersstufen zu. Bei den Männern der 20% tiefsten Einkommen sind es fast die Hälfte, bei den Frauen weniger als ein Drittel. Neben der Ernährung beeinflussen regelmässige sportliche Aktivitäten und das Rauchen die Gesundheit. Die sportliche Betätigung steigt mit dem Einkommen kontinuierlich an. Bei den untersten Einkommen ist der Anteil der Personen am höchsten, die keinen Sport betreiben. Fast ein Drittel der Befragten bezeichnen sich als (unterschiedlich starke) Raucherinnen und Raucher. Bei den untersten 20% der Einkommen rauchen fast die Hälfte der Männer und mehr als ein Drittel der Frauen. Sie leben auch in kleineren, schlechter ausgestatteten Wohnungen. Diese sind schwieriger zu pflegen. Sie gelten auch eher als herunter gekommen. Und diese Verhältnisse verstärken die zuschreibende Stigmatisierung, die Betroffene oft selbst übernehmen.

### **Wie normal ist die Normalität?**

Wer verwaarlost lebt, weicht von einer Norm ab, die uns vorgibt, möglichst ordentlich zu sein. Wenn wir dominante gesellschaftliche Erwartungen erfüllen, werden wir positiv

sanktioniert, sonst negativ. Je nachdem werden Abweichende sogar diffamiert; wobei das Diffamieren von Abweichenden auf eigene Ängste hinweist, fremden Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Ähnlich verhält es sich bei harscher Kritik. Sie richtet sich zuweilen an die Adresse des eigenen Schattens. Wer zum Beispiel sein Bedürfnis nach weniger Leistungsstress übergeht, moniert bei andern gerne die Faulheit, die er sich selbst mehr wünscht. Diesen Widerspruch dokumentieren auch populistische Strömungen, die Ressentiments mit Häme schüren und von der Verunsicherung profitieren. Sie halten eine bestimmte Ordnung hoch und ziehen über jene her, die den entsprechenden Standards nicht genügen.

Was ausgrenzende Mechanismen verstärkt, ist ein Verständnis, das die Gesellschaft auf ihr mechanisches Funktionieren reduziert. Das Schema F regelt alles von A-Z. Das macht vor allem jenen zu schaffen, die eigene Wege gehen wollen, ohne in die Ecke gestellt zu werden. So fragen Jugendliche, was eigentlich wichtig ist im Leben. Geht es darum, alles immer schneller drehen zu lassen und Angst besetzt die Effizienz zu optimieren? Oder gibt es noch etwas Anderes? Diese schief subversive Frage kommt oft zu kurz. Wir jagen immer schneller, immer weiter, immer mehr in ungebremsster Leistungs- und Wachstumsdynamik den scheinbar selbst entworfenen Möglichkeiten nach. In der „Multioptionsgesellschaft“, wie sie Soziologe Peter Gross beschreibt, setzen Wirtschaft und Technik die Menschen in Bewegung. Sie rufen dauernde Unruhe hervor. Die verdichtete Zeit bedrückt und treibt voran. Sie bindet und entfesselt Energie. Wer nicht mithält, ist out.

Im Konkurrenzgerangel übernehmen immer weniger Firmen öffentliche Aufgaben von universellem Interesse. Die Firmenkultur verabschiedet viel Kontinuität. Sie verlangt mehr Risiko und Flexibilität. Das führt zu biographischen Brüchen. Die geforderte Mobilität vermittelt ein schier fatalistisches Gefühl, externen Marktzwängen ausgeliefert zu sein. Wer den Anschluss nicht schafft, läuft Gefahr, ausgegrenzt zu werden. Zum einen aus Angst, es könnte einen selbst treffen. Sie führt je nachdem dazu, diskriminierend auf andere zu zeigen. Zum andern sind wir auch von Kindesalter an gewohnt, von vermeintlichen Schwächen und Niederlagen anderer zu profitieren. Das unterläuft die Solidarität, die es, ethisch legitimiert, zu stärken gilt. Sonst verstärkt sich ein utilitaristisches Denken, das Menschen nur noch nach ihrem wirtschaftlich produktiven Output und danach taxiert, ob sie gesellschaftliche Vorgaben anständig erfüllen. Wer da nicht mithält, ist bald „out“. Und wer „out“ ist und nicht länger mehr vorwärts flüchten will, zieht sich oft zurück. Er gilt bald einmal als persönlich „gestört“, wie wohl das eher auf die Verhältnisse zutrifft. Daher sollten wir immer fragen, wie normal die postulierte Normalität ist.

### **Mangel verstellt den Blick**

Bei früheren Armutsstudien (Mäder 1999) fiel uns ein starker innerer Rückzug von sozial Ausgegrenzten und Benachteiligten auf. Viele Armutsbetroffene fühlen sich relativ stark für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Dieser Rückzug hat wohl mit dem hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und dem Tabuisieren von dem zu tun, was nicht ins Bild passt und stört. Das Schweigen führt dann dazu, dass Betroffene nach aussen Fassaden orientiert den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, selbst wenn sie einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen allerdings etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Vielleicht tragen Schlagzeilen über Privilegierte, die in Saus und Braus leben, dazu bei. Wer selbst in engen Verhältnissen lebt und im Fernsehen mondäne Villenparks sieht, reagiert heute eher empört denn resigniert. Kommt Wut auf, kann sich diese allerdings unterschiedlich auswirken. Sie kann die

Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch dazu führen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen. Diese predigen eine rigide Ordnung und diffamieren das, was stört und nicht ins Bild passt, rasch als Verwehrlosung. Marianne Gronemeyer beschreibt in ihrem Buch „Zur Motivation politischen Handelns“ (1976), wie sich Resignation in Wut verkehrt. Die Empörung bleibt solange machtlos gegen die Resignation, bis eine produktive Handlungsalternative vorliegt. Von sich aus unternehmen viele Benachteiligte wenig. Die Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit lähmt. Es braucht oft einen Impuls von aussen. Soziale Benachteiligungen werden über lange Zeit hingenommen. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der Mangel verstellt manchmal den Blick. Betroffene interpretieren Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht.

Wichtig ist die Vermittlung des Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist. Der Hinweis auf gemeinsame Betroffenheiten entlastet von persönlichen Schuldgefühlen, die bei sozial Benachteiligten unter Bedingungen der Vereinzelung besonders ausgeprägt sind. Ausgegrenzte empfinden ihre Ohnmacht als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Probleme einfach auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben wollen. Wenn sie im Elend bleiben, laufen sie weniger Gefahr, beim Versuch, etwas zu ändern, nochmals zu scheitern. Wer sich mit dem Vorhandenen begnügt, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum Rückzug. Der Pakt mit dem Verzicht macht ihn aushaltbar.

### **Konkrete Schritte**

Was hilft, sind Erfahrungen gelungener Lebenspraxis. Das Zutrauen in eigene Kompetenzen erfordert kleine Schritte. Grosse Ziele sind in Teilziele zu zerlegen, die sich in absehbarer Frist erreichen lassen. Die Erfahrung motiviert, dass Veränderungen möglich sind. Sie lenkt den Blick vom scheinbar Unabdingbaren zum Möglichen. Die innerlich blockierende „Du solltest-Anforderung“ verwandelt sich in eine „Ich kann etwas-Haltung“. Sie knüpft an vorhandene Interessen und Fertigkeiten an. Sie motiviert dazu, die Verhältnisse selbst mit zu gestalten, statt sich von scheinbar unabdingbaren Sachzwängen bestimmen zu lassen.

Ein vermeintlicher Ausweg ist, das Gängige zu akzeptieren und den Mangel zu kompensieren. Konsumgüter scheinen verlässlicher zu sein als soziale Bande. Der Verzicht auf Expression führt jedoch zur Selbstdestruktion. Der Rückzug hinter die Fassaden macht inaktiv. Wer seine sozialen Bedürfnisse kaum wahrnimmt, geht leer aus. Er verharrt im Ghetto, das verwehrlost. So erleiden „Randständige“ gerade dann neuen Schaden, wenn sie sich bemühen, es ändern recht zu machen. Der blinde Gehorsam zerstört die Persönlichkeit. Gefühle trocknen aus. Sie erstarren als Schuldgefühle. Menschen, die sich unbedacht ins Kollektiv einordnen, machen sich selber zum Material. Sie löschen sich aus. Dazu passt die Bereitschaft, andere ebenfalls als Material zu behandeln.

Als Kehrseite derselben Münze zeichnet sich Organisationswut durch Unfähigkeit aus, sinnlich menschliche Erfahrung zu machen. Emotionslosigkeit führt zu überwertigem Realismus, wie der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter feststellt. Wahnhaftes Realpolitik kann sich die Welt nur so vorstellen, wie sie ist. Es geht darum, Dinge zu tun. So verkommt die ursprünglich unterdrückte Aktivität zum Aktivismus. Gestützt durch den Kult der Effizienz, der dazu führt, elementare Grundlagen zu zerstören, die Luft, das Wasser, die Landschaft. Subversiv ist demgegenüber die Leistung aus Lust, statt aus Pflichterfüllung. Die depressive Flucht nach vorn ist ebenso selbstdestruktiv wie der Rückzug ins Schneckenhaus, wobei im Verwehrlosen auch eine Weigerung stecken mag, sich vereinnahmen zu lassen.

### **Kleine Freiheit**

„Lasst euch die Kindheit nicht austreiben“, rät der Schriftsteller Erich Kästner in seiner „Ansprache zum Schulbeginn“ im Buch „Die Kleine Freiheit“ (1953:11-16). „Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Ihr Leben kommt ihnen vor wie eine Dauerwurst, die sie allmählich aufessen, und was gegessen worden ist, existiert nicht mehr. Man nötigt euch in der Schule eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Wenn ihr schliesslich droben steht und balanciert, sagt man die ‚überflüssig‘ gewordenen Stufen hinter euch ab, und nun könnt ihr nicht mehr zurück! Aber müsste man nicht in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen können? Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obstborten und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun – die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und machen sich wichtig. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch! Wer weiss, ob ihr mich verstanden habt. Die einfachen Dinge sind so schwer begreiflich zu machen!“

*Ueli Mäder ist Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel. Er leitet das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen und hat auch eine Professur an der Hochschule für Soziale Arbeit.*